

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2011

Vermischtes

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10410

Vermischtes

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Die Fortsetzung von Teil I

Festvortrag. Aus Anlass der Erwerbung von Fontanes Briefen an Georg Friedlaender und Fritz Mauthner

HELMUTH NÜRNBERGER

Der Text gibt in leicht überarbeiteter Form die am 24. März 2011 im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam gehaltene Rede wieder, ergänzt um Anmerkungen.

Verehrte Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Festredner sind verdächtig. Vorschnell sind sie, glorifizierende Schönredner. Festreden begleiten Stapelläufe, Preisverleihungen, hohe Geburtstage – niemand weiß, was zuletzt daraus wird. Aber Einverständnis ist angesagt, Schmeichler bereiten das Terrain, die Auguren äußern keine Bedenken. Also lassen die Redner sich verführen vom Wohllaut der Musik, dem Glanz der Versammlung, den eigenen Worten. Harmonie stimmt sie weich, die Synthese zieht sie hinan. So zumindest das Vorurteil.

Festlich gestimmt sind wir schon, viel Lobenswertes ist geschehen, und »unserem« Dichter kann auch eine Festrede nicht gefährlich werden. Er ist gewissermaßen der Klassiker »ohne Feierlichkeit«¹, sein Witz wärmt und kühlt und verhilft der Sympathie seiner verständigen Bewunderer wie von selbst zu gedeihlichen Temperaturen. Als Kritiker zuweilen ein märkischer Thomas Bernhard. Aber, zugegeben, es ist eine Aufgabe, die stets von neuem »bewältigt« sein will, für echte Sympathie den jeweils angemessenen Ausdruck zu finden, warum sollte »Theodorus victor« eine Ausnahme bilden? Er hat Worte gebraucht, er weiß also um die damit verbundenen Gefahren, Siege, Niederlagen und Sündenfälle. Es steht bereits in der Bibel: »Die Menschen lügen. Alle.«² Dem Vorwurf eines sprachmächtigen Philosophen und Philologen, die Dichter lögen *zuviel* (Hervorhebung vom Referenten), hätte Fontane gewiss zugestimmt. Unter Zuhilfenahme Schillers hat er gespottet, dass die Literaten in dieser Fertigkeit den Durchschnitt des Publikums wohl überträfen – entschuldigt hat er das nicht, er scheute nur die Rolle des Pharisäers. Er hat die Literatur und die Literaten nicht überschätzt, darauf gründet nicht zuletzt seine Glaubwürdigkeit. Kompromisse, die zu schließen er gezwungen war, haben ihn gequält. Glücklicherweise konnte ihn nichts veranlassen, seine lite-

rarische Bestimmung aufzugeben, entsprechende Selbsttäuschungen währten nicht lang.

Dennoch: Muss denn eine Festrede *so* beginnen? Mit eigentlich Selbstverständlichem? Die Antwort: Weil Briefe – deretwillen wir heute versammelt sind – wie kaum eine andere literarische Gattung das Wesen eines Menschen zu offenbaren vermögen, weil sie aber auch geeignet sind, ein falsches oder doch irreführendes Zeugnis abzulegen, da sich mit ihrer Abfassung so viele unterschiedliche Interessen verbinden – Briefe haben einen Empfänger. Sodann weil mit jedem Wort, das ein Schriftsteller wählt oder verwirft, er an seinem eigenen Bild arbeitet, ein unwillkürlicher Prozeß, dem er sich nicht entziehen kann. Die Sprache ist für ihn mehr als ein Werkzeug, nichts ist für ihn schwieriger und schmerzhafter als wenn äußere, zumeist politische Gewalt ihn zwingt, die eigene Sprache zu verleugnen. Auch das hat Fontane erlebt.

Ebenso den Erfolg der gefälligen Publikumsliebblinge, der Routiniers der Bühne und der Leihbibliotheken, denen alles leicht fiel, und die sich später, als ihre flüchtig gepflückten Metaphern verwelkt waren, sehr zu Unrecht als Opfer unvermeidlicher Veränderungen fühlten. Die Zeit ist eine gute Literaturkritikerin, aber sie geht Umwege. Fontane bedurfte vieler Geduld, übrigens auch mit sich selbst, bis seine Stunde gekommen war. Wann ist denn die Stunde eines Schriftstellers gekommen? Vielleicht, wenn seine Sprachskepsis und seine Sprachgläubigkeit ein Gleichgewicht gefunden haben. Wenn er fähig geworden ist, die gewählten Themen *con amore* zu behandeln, unerachtet der schrecklichen Bilder, die ihm seine unerbittliche Beobachtungsgabe enthüllt; wenn er sicher geworden ist, in Tempo und Ton. Wenn er gelernt hat, dass bedeutende Anlässe am wenigsten der überschießenden Worte bedürfen. »Ich behandle das Kleine«, schreibt Fontane, »mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse, treff ich aber wirklich mal auf Großes, so bin ich ganz kurz.«³

Ein *Fontane*-Festredner hat es gut, die passenden Zitate strömen ihm zu. Auch ist beneidenswert, aus Anlass eines Ereignisses sprechen zu dürfen, bei dem vergleichsweise noch nicht einmal ein Wölkchen den Himmel beschwert und alle Beteiligten sich freuen. Sie wissen, worum es sich handelt: Das Theodor Fontane-Archiv konnte zwei bedeutende Konvolute Fontanescher Briefe erwerben. Das kleinere umfasst die überlieferten Briefe an den Publizisten und Romancier Fritz Mauthner, der vor allem mit seinem sprachphilosophischen Hauptwerk *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901/02) bekannt geblieben ist, das größere die Briefe an den Juristen Georg Friedlaender, die von besonderer Bedeutung für das Nachleben des Fontaneschen Werkes geworden sind.

Grund zur Genugtuung hätte zuallererst der *Autor* der Briefe, ein Mann, der darauf bestand, daß er bereit sei, sich mit den »Tatsächlichkeiten«⁴ abzufinden, aber doch nur zu sehr bereit war, sich begeistern zu lassen und anspruchsvollen Zielen zu folgen. Befragt, was er liebe, das Reale oder das Ideale, antwortete er schlagfertig: »Die Diagonale«.⁵ Wenn er, wie bereits angedeutet, von sich sagte, ihm fehle der »Sinn für Feierlichkeit«, so meinte er Feierlichkeit, an die er nicht glaubte, phrasenhafte, die seinem kritischen Sinn nicht genügte. Das könnte mit den Festrednern zusammenhängen ... Er hielt es bei solchen Gelegenheiten – wie im Theater – gern mit den Jungen, den »erst Werdenden [...]. Hat der Leierkasten erst 1500 Male gespielt, so kann man nicht mehr viel von ihm verlangen, und wenn es der Trompeter von Säckingen wäre.«⁶ Also hatte er anlässlich seines Siebzigsten seine Freude an dem jungen Ernst von Wolzogen, der ihm den »Dank der Jugend« darbot⁷, aber auch an dem preußischen Kulturminister, der wunderbarerweise ebenfalls die richtigen Worte für ihn fand.⁸ Festglanz missfiel Fontane keineswegs, bei der umrahmenden Musik war er vielleicht geneigt, ein wenig einzunicken, aber falsch tönende Worte fanden ihn hellwach. 1896 schrieb er an Julius Rodenberg: »Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber, und die rosafarbene Behandlung schädigt nur den, dem sie zuteil wird. Freiweg!«⁹ Was diese Überzeugung im besonderen Maße für seine Briefkunst bedeutet, will ich ein wenig zu zeigen suchen. Das vermeintlich simple, tatsächlich so diffizile Problem der Glaubwürdigkeit spielt da wieder hinein ... Aber Fontane war, wie er bekennt, ein wahrer »Briefschwärmer«¹⁰ und stiftete überall zum Briefschreiben an, Gattin und Kinder sogar mit der Autorität eines bürgerlichen Familienoberhauptes. Bereits seinen Jugendfreund Bernhard von Lepel mahnte er: »Schreibe lange und gute Briefe, auf daß sie gesammelt werden und – Du lange lebest auf Erden«.¹¹ Was kann das anderes heißen als: »Damit Du lange weiterlebest auf Erden«. Es muss dann aber einer da sein, der die Briefe gut verwahrt, denn Briefe sind nicht nur Geist, sie haben auch einen Körper. Also hätte unser Dichter heute Anlass zu großer Freude, denn lange Irrfahrten haben ihr Ende gefunden.

Nennen wir als Nächste die Archivare und Archivarinnen – sie sind Sammler, also eo ipso heitere Menschen, weil sie immer weiter sammeln dürfen, ohne je an ein Ziel zu kommen, aber zusätzlich beglückt durch das Bewusstsein, dass sie nicht egoistisch, in blinder Sammelwut handeln, sondern wohlüberlegt und im Interesse der Öffentlichkeit. Freude und Stolz empfinden darf man auch in den Institutionen, die die Mittel zur Verfügung stellten, damit die Briefe an den für sie bestmöglichen Standort gelangen konnten. Es freuen sich die Forscher, Editoren und Interpreten, über den nunmehr gesicherten Zugang zu den Quellen, die sie erschließen und aus denen sie schöpfen werden. Das

Antlitz des Dichters zeichnet sich im klaren Spiegel seiner Sprache deutlich ab. Sie werden dieses Bild mit Geduld beschreiben, vielleicht nur um die Beschreibung bei nächster Gelegenheit mit vermehrter Geduld wieder vorsichtig zurückzubilden. Last but not least freuen sich die aufmerksamen Leser, die sogenannten Laien, die Stillen im Lande. Was wäre die »Fontane-Renaissance« ohne ihr waches Interesse!

Bei den vom Fontane-Archiv erworbenen Briefkonvoluten handelt es sich um Altersbriefe. Vergegenwärtigen wir uns zunächst Fontanes Korrespondenz insgesamt, denn besonders die Briefe an Friedlaender sind nur vor diesem Hintergrund zu verstehen.

Fontanes Briefe – »Ausdruck und Abdruck einer Stimmung«

Fontane war also ein »Briefschwärmer«, williger Empfänger und Leser von Briefen anderer, vor allem aber selbst ein unermüdlicher *Briefschreiber*. Hinsichtlich der Briefe, die er las, hat er erklärt, er ziehe sie »weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem anderen historischen Stoff vor. All meine geschichtliche Schreibung, auch in den Kriegsbüchern, stützt sich im besten und wesentlichen immer auf Briefe.«¹² Auch als Erzähler hat er gern mit Briefen gearbeitet: Fiktive Briefe spielen eine bedeutende Rolle in seinen Romanen und Novellen, immer wieder tauchen solche Einlagen in seinen Prosaerwerken auf. Perspektivisch begrenzt und von ursprünglicher Subjektivität, wie es der Brief seiner Natur nach ist, eignet er sich vorzüglich als Instrument einer polyperspektivischen Erzähltechnik. Mit seiner Wertschätzung des Briefes und dessen Verwendung als Kunstmittel steht Fontane in einer europäischen Tradition, zu der er jedoch durch den Stil seiner Briefe einen eigenständigen Beitrag geleistet hat.

Mehrere tausend Briefe sind überliefert, eine annähernd gleich große Zahl von Briefen gilt als verloren. Die erhalten gebliebenen umfassen, mit großen Lücken in der Frühzeit, annähernd 65 Jahre, fast sein gesamtes bewusstes Leben. Der älteste, ein Brief des Dreizehnjährigen, der aus dem Elternhaus weggegeben wurde, damit er in Neuruppin das Gymnasium besuchen könne, beginnt mit den unbeabsichtigt beziehungsreichen Worten: »Liebe Mutter. Es that mir leid, mich sobald von Dir trennen zu müssen doch einmal mußte es geschehen und ich muß mich daher in mein Schicksal fügen. [...] Schicke mir das Hemde was ich vergessen habe [...]«¹³ usw. Nicht anders der letzte Brief: Er stammt von seinem Todestage, ist an seine Frau gerichtet, deren Rückkehr nach Berlin von einem Besuch in Dresden er erwartet, und beginnt: »Dies sind nun also die letzten Zeilen [...].«¹⁴ Fontanes Briefe sind aufschlussreich für seine Biographie, für sein Selbstverständnis als Autor, für die Kenntnis seiner Zeit, wertvoll aber nicht nur in ihrer Bedeutung als Quelle. Sie sind selbst Literatur,

über weite Strecken treten sie gleichrangig neben die anderen von ihm bevorzugten »Textsorten«: Romane und Balladen, Reise- und Wanderbücher, Kritiken, Gelegenheitsdichtungen, Historiographisches. Die Altersbriefe haben besondere Aufmerksamkeit gefunden, sie gehören gewissermaßen konstitutiv zu unserer Vorstellung vom »alten Fontane«, wie nicht zuletzt Thomas Mann sie begründen half. Es nimmt diesen Briefen, auch forschungsgeschichtlich, nichts von ihrem Interesse, wenn in einer späteren Phase der Rezeption stärker die Gesamterscheinung Fontanes ins Blickfeld trat, ein Prozess, der auch für das Briefwerk zu beachten bleibt.

Für Fontane waren Briefe eine ihm wesensgemäße Form der Mitteilung, wohl noch wichtiger als das Gespräch, er erledigte nicht nur seine Arbeits- und Geschäftskorrespondenz mit größtmöglicher Pünktlichkeit und mit unverlangten Zugaben, sondern bestritt darüber hinaus – die Briefe an Friedländer sind das klassische Beispiel dafür – ausgedehnte private Briefwechsel, die keinem unmittelbaren Zweck dienten. Zuweilen klagte er über die »furchtbare Dichterrepräsentationskorrespondenz« und über die Masse dessen, was sich bei besonderen Gelegenheiten ansammelte, auch eine größere novellistische Arbeit konnte ihn vorübergehend aus dem Takt bringen. War ein Manuskript abgeschlossen, hatte er sich an einem Roman »ganz dumm corrigiert«, feierte er »Briefschreibetage«¹⁵. Andere betranken sich bei solchen Gelegenheiten, überhaupt, das hat schon Reich-Ranicki bemerkt, andere beschäftigten sich anders, »züchteten Rosen, hörten Musik, verführten Mädchen. Er aber schrieb Briefe [...].« Es sind »Bruchstücke einer großen Konversation«, oder vielleicht doch *Konfession*, wie man ja auch vermuten könnte.¹⁶ Nach seinem 70. Geburtstag registriert er, keineswegs unlustig, 400 eingegangene Briefe, für die es sich nun zu bedanken gelte, befriedigt berichtet er von der »Applanierung eines Briefberges«¹⁷, in den »die ersten Stollen zu treiben, [...] schon eine Leistung«¹⁸ war. Mit ironischer Koketterie spricht er von der »einzigen absoluten Promptheit (s)eines Lebens, der briefschreiberischen.«¹⁹

Ist sich das Publikum der Bedeutung dieser Briefe bewusst? Kaufmännisch, quantitativ betrachtet – anhand von Auflagenziffern – wird man es nicht belegen können. Verleger wissen, dass Briefausgaben sich schwerer verkaufen als »Werke« (und auch unter den »Werken« sind es ja meist nur ein oder zwei, die überproportionale Aufmerksamkeit finden) –, aber nach meiner persönlichen Erfahrung bin ich überzeugt, dass gerade erfahrene Leser, Leser auch älterer Literatur, für Briefliteratur ein besonderes Faible haben, in der die Empfindung sich möglicherweise offener zu erkennen gibt als in »Werken«. Ein »Werk« drängt stets nach einer gewissen formalen und auch inneren Geschlossenheit, noch wenn es sich improvisiert gibt, bleibt es doch das Ergebnis einer längeren Bemühung. Briefe in ihrer Unmittelbarkeit sind eine überaus leben-

dige literarische Gattung, untereinander sicherlich nicht gleichwertig, denn manchmal handelt es sich auch in Schreiben berühmter Autoren um reine Geschäftskorrespondenzen oder um Träger vergleichsweise banaler Informationen. Viele Briefe erscheinen freilich als nur zu deutlich im Hinblick auf den Empfänger verfasst, den sie in der einen oder anderen Weise beeinflussen sollen. Auch dann mögen sie im Hinblick auf die Biographie oder auch die Psychologie der Briefpartner interessant sein. Eine besondere Stellung nehmen aber jene Briefe ein, die ohne erkennbare Absicht geschrieben wurden, als Ausdruck einer persönlichen Gestimmtheit in einer nicht wiederholbaren Situation. Eigentlich ist, was den Brief unwiederholbar und kostbar macht, seine Spontaneität. Er hat ein Datum, selbst wenn er undatiert bleibt. Er ist (oder vielmehr er war, denn in der Zeit der elektronischen Medien ist das nicht mehr selbstverständlich) auch haptisch und visuell erfahrbar: Papier, Tinte, Handschrift prägen sich ein, vielleicht die Kennzeichen einer bestimmten Schreibmaschine. Derer hätte sich unser Dichter freilich nicht oder nur ungern bedient.

Insofern ist Fontane noch der Vertreter eines mittlerweile klassisch gewordenen Typus schriftlicher Kommunikation. Bereits was das Äußere der Briefe anbetrifft, zielte er, wenn die Umstände es ihm erlaubten, auf eine makellose Form, nicht wenige seiner Briefe wirken wie kalligraphische Kunstwerke. Er verfuhr dabei keineswegs konventionell, dachte sich, wenn der Platz auf den Blättern nicht reichte, die interessantesten Kombinationen aus, wie man die Ränder der Seiten bis in die letzten Ecken mit Text füllen konnte. Gotthard Erler hat das in einem Aufsatz mit dem Titel »Ich bin der Mann der langen Briefe« (ein Fontane-Zitat) humorvoll beschrieben.²⁰ Wichtiger noch ist, dass nicht wenige Briefe auch inhaltlich »Kunstwerke« darstellen, zuweilen ist ein Nichts an Inhalt durch allerlei stilistische Kapriolen zu einem blitzenden Feuilleton geworden. Dann kommt es nur noch auf das »Wie« an, das »Was« ist unwichtig geworden. Am besten, so erklärt Fontane, schreibt man überhaupt ohne Stoff. Schalkhaft erinnert er sich an die »kleinen Pensionsmädchen«, die beim Briefeschreiben »alle Heiligen anrufen: ›wenn ich nur erst den Anfang hätte‹ – und *hat* so seinerseits den richtigen Anfang.²¹ Immer wieder beeindruckt die vorgebliche Simplizität, mit der er eine anspruchsvolle Erfahrung formuliert. Man ist versucht, seinen Ehrgeiz mit dem von Hofmannsthal's Clown Furlani zu vergleichen, der es sich zum Ziel gesetzt hat, einen Blumentopf auf der Nase zu balancieren und meint, »wenn man's ganz schön machen tät, müßt's von selber gehn«. ²² In einem Brief an den österreichischen Literaturhistoriker Moritz Necker hat Fontane 1894 die Wiener Feuilletonisten gerühmt, deren für den Tag bestimmten Arbeiten keine verlorene Mühe darstellten, weil die Autoren doch die »glückliche Gabe« besäßen,

mit ihren Eintagsfeuilletons »sagen wir anderthalb Millionen Wiener einen Tag lang geradezu zu entzücken [...]. Das Eintagsfeuilleton hat doch gewirkt [...]; es hat den ganzen Gesellschaftszustand, und wär' es auch bloß um den millionsten Theil einer Haaresbreite, gefördert und verfeinert und ist nach 100 Jahren immer noch ein wundervolles Material für einen Historiker ...«²³ Nicht weniger hat Fontane mit seinen Briefen geleistet, obwohl er zunächst nicht für anderthalb Millionen, sondern für *einen* Empfänger schrieb. Es wurden aber im Laufe der Jahrzehnte nach seinem Tode allmählich mehr. Thomas Mann hat seiner Bewunderung über Fontanes Briefkunst ein erstes Mal 1910 in seiner berühmt gewordenen Besprechung der zweiten Nachlassedition (der so genannten *Briefe an die Freunde*) Ausdruck gegeben, die zu einem Markstein der Rezeptionsgeschichte wurde.²⁴

Eine andere bemerkenswerte Würdigung stammt von dem 2009 verstorbenen Fontaneforscher Henry H. H. Remak, der vielen von Ihnen noch in Erinnerung sein wird. Ich zitiere aus der Besprechung, die er 1949 der Ausgabe der *Briefe Fontanes an die Freunde. Letzte Auslese* widmete: »Es haftet diesen Briefen ein Charme, ein ›Etwas‹ an, das in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts geradezu einzigartig ist und eher an das achtzehnte Jahrhundert erinnert. Es ist die Verquickung von Mark Brandenburg und Gascoigne, von Ernst und Leichtigkeit [...]; es ist der Haß gegen alle Phrasendrescherei, alles Gespreizte, Prahlerische, Gesucht-Feierliche; es ist der stete Kampf gegen das vorherrschende Pathos [...] seiner Zeit, geführt mit den Waffen des Verstandes und des tiefen Sinnes für einfache, natürliche Schönheit; kurz, es ist die ewige Fehde des Echten gegen das Unechte.«²⁵ Remak war es auch, der den zumindest missverständlichen Titel einer 1937 erschienenen neuen Briefsammlung, *Heiteres Darüberstehen*, sogleich als unpassend zurückgewiesen hat. Er arbeitete damals freilich bereits im amerikanischen Exil und seine Rezension blieb auf Leser in Deutschland ohne erkennbare Wirkung.²⁶

Die Briefe an Friedlaender

1954 griff der alte Thomas Mann Fontanes wegen noch einmal zur Feder. In der Zürcher *Weltwoche* besprach er die von Kurt Schreinert besorgte Ausgabe der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender, das nunmehr ins Fontane-Archiv gelangte Konvolut. »Welche Wohltat ist es, dem vertrauten und liebenswerten Tonfall dieses Briefstils in seiner anmutvollen Saloppheit, aber auch in einer erregten, gespannten und ins Schwarze treffenden Weltkritik wieder zu lauschen – dieser Begleitmusik zu den großen Spätwerken [...], denen sie [...] so nahe ist, daß man oft Dubslav von Stechlin und des alten Herrn von Briest eigene Stimme zu hören glaubt – zum Zeichen, wieviel ihr Autor diesen nob-

len Skeptikern von sich selbst gegeben hat. Es sind Briefe, wie heute kein Mensch sie mehr schreibt, gearbeitete Briefe, in ihrer Privatheit künstlerisch betreut.«²⁷

Diese Briefe und die ihnen folgende Edition hatten wirklich ein eigenartiges Schicksal. Fontane hat den 1843 in Berlin geborenen, aus einer angesehenen jüdischen Berliner Gelehrtenfamilie stammenden promovierten Juristen Georg Friedlaender, der 1877 Amtsrichter, später Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg im Riesengebirge wurde, 1884 während eines seiner Sommeraufenthalte in Schlesien kennengelernt. Friedlaender führte ein gastliches Haus, mit Kontakten zum im Hirschberger Tal ansässigen Adel (einem Prinzen Reuß an der Spitze) und Kaufleuten und Fabrikanten des hauptstädtischen Großbürgertums. Fast ein Vierteljahrhundert jünger als Fontane und nicht ohne eigenen literarischen Ehrgeiz, nannte Friedlaender sich alsbald des Dichters Eckermann, versorgte ihn gelegentlich auch mit Stoffen (*Quitt* geht auf einen Mordfall zurück, von dem der Jurist kundig berichtete). Die Ferien- und Brieffreundschaft der beiden Männer bewährte sich auch während Fontanes 1892 in Krummhübel durchlittener schwerer Erkrankung, in deren Folge er nicht mehr ins Riesengebirge fuhr. Nun kam das Ehepaar Friedlaender gelegentlich nach Berlin, auch in Karlsbad traf man zusammen. Fontanes letzter Brief an Friedlaender ist von Ende August 1898, also nur einen Monat vor seinem Tode geschrieben.

Friedlaenders Gegenbriefe sind verloren, sie wurden größtenteils von Emilie Fontane bei der Sichtung des Nachlasses verbrannt, ein kleiner Rest im Zweiten Weltkrieg vernichtet. Friedlaenders Angebot, eine Ausgabe des Briefwechsels zu veranstalten — seine genaue Personen- und Sachkenntnis hätten ihn für diese Aufgabe prädestiniert — ist von der Nachlasskommission aus geschäftlichen Rücksichten abgelehnt worden. Die noch zum größten Teil privat in Schmiedeberg aufbewahrten Briefe Fontanes an Friedlaender wurden von dessen Tochter Elisabeth Friedlaender, die den Dichter als Kind noch kennengelernt hatte, im Zuge der Aussiedlung in ihrem kleinen Gepäck aus der inzwischen polnisch gewordenen Stadt nach Deutschland gebracht — im Wortsinne eine Rettungstat. Die Sammlung umfasst um 270 Briefe und Postkarten, auch vom Umfang her handelt es sich um die bedeutendste Alterskorrespondenz, die Fontane geführt hat.

Bei ihrem Erscheinen erregte die von Kurt Schreinert sorgfältig betreute Edition von Anfang an nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit. Thomas Manns Rezension hatte daran zweifellos wesentlichen Anteil, aber auch der Zeitpunkt war günstig. 1954 lagen der vollständige Zusammenbruch Deutschlands im von ihm ausgelösten Zweiten Weltkrieg und die Auflösung des preußischen Staates durch die Besatzungsmächte noch nicht einmal zehn Jahre zurück. In

den beiden Teilstaaten, die auf den verbliebenen Territorien des Bismarckreiches entstanden waren, wurden, den politischen Gegebenheiten entsprechend, die noch sehr aktuellen Probleme der Wege und Irrwege der deutschen Geschichte in unterschiedlicher Weise behandelt. Fontane war diesseits und jenseits des eisernen Vorhangs nicht vergessen (der 50. Todestag fand Niederschlag in eindrucksvollen Würdigungen), allerdings längst nicht so bekannt wie in der Gegenwart. War der Dichter preußischer Feldherrnlieder, märkische Wanderer und Romancier, Schöpfer unvergesslicher aber doch obsoleter Figuren, nicht auch selbst eine Figur der Vergangenheit? In der Bundesrepublik war das vorwiegend eine Sache des Leserinteresses und des literarischen Marktes, aber gänzlich unpolitisch wurde er auch dort nicht rezipiert, dafür sorgte schon die schmerzliche Erinnerung an das parteiisch gebrandmarkte Preußen. In der DDR war es das kritisch-einschränkende Urteil von Georg Lukács, das die Forschung beengte, war das literarische Erbe immer auch eine Sache der Kulturpolitik. Wofür stand Fontane?

Und die Briefe – man muß es der Deutlichkeit halber so formulieren – antworteten. In bemerkenswerter Geschlossenheit dokumentierte die Friedlaender-Korrespondenz die Auseinandersetzung des späten Fontane mit der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung des Hohenzollernreiches in den letzten Jahren von Bismarcks Kanzlerschaft und dem – äußerlich glänzenden – ersten Jahrzehnt des Kaisertums Wilhelms II: Die Briefe machten ihre Leser mit den schärfsten Angriffen bekannt, die Fontane gegen die ehemals privilegierten Schichten gerichtet hatte. Diese Kritik war nicht völlig neu, eine Anzahl von Briefen war nach Abschriften schon früher gedruckt worden, und bereits vor dem ersten Weltkrieg hatte es eine akademische Diskussion auf hohem Niveau über die Bedeutung der Fontane-Briefe für die Fontane-Interpretation gegeben.²⁸ Man konnte Fontanes seit 1870 gewachsene Angriffslust gegen Borussismus und Militarismus auch längst aus anderen Briefkonvoluten – und aus Theaterkritiken! – kennen, ein Ingrim, dem noch die blaue Kornblume, die Lieblingsblume Wilhelms I. und millionenfach getragenes Loyalitätsbekenntnis des patriotischen Bürgertums, zum bösen Zeichen wurde. »Es ist eine lederne Blume, blos blau, ohne Duft, ohne Schönheit, ohne Poesie. So recht wie geschaffen für uns; irgendwo müßte sie noch einen rothen Hosenstreifen haben.«²⁹

Worüber man früher hinweggesehen hatte, das las man nun mit anderen Augen, mit anderem Ernst. Das bei aller impliziten Kritik auch ausgleichend und versöhnlich gestimmte Romanwerk erhielt einen veränderten Kontext, der zu erneuter Auseinandersetzung einlud und das Bedürfnis nach Ausgaben weckte, die erstmals das Gesamtwerk erschlossen. Schon 1959 begann die erste der drei großen Interimsausgaben zu erscheinen, die in den folgenden Jahrzehnten die Fontane-Renaissance begleiteten und nährten.

Eine nur zu bezeichnende Episode hat dazu beigetragen, dass Fontane mit seiner impulsiven Kritik an der preußischen Gesellschaft bei seinem Briefpartner zumindest auf keinen Widerstand stieß. Friedlaender war Reserveoffizier, hatte bei Königgrätz mitgekämpft, später bei Orleans das Eiserne Kreuz erhalten. Aus einem kleinen, 1886 erschienenen Erinnerungswerk *Aus den Kriegstagen 1870* waren ihm jedoch Schwierigkeiten erwachsen, die sogar ein Ehrengerichtsverfahren einschlossen, das seine bürgerliche Existenz zu vernichten drohte. Friedlaender hatte in diesem Buch seinen Regimentskommandeur, einen inzwischen zum General beförderten Oberst Otto von Wulffen, in einem bestimmten Moment »verblüfft« aussehen lassen und ihm das Opus sogar noch zugesandt. Das genügte für einen Karrierebruch – und auch Fontane, obwohl er Wulffen ein »ungewöhnliches Rhinoceros«³⁰ nennt, hat Friedlaender bekannt, dass er das »verblüfft« für anstößig halte. Als Korrespondenzpartner hat er Friedlaender gelegentlich gern ein wenig provoziert, ihm aber immer wieder versichert, wieviel er dessen Gesprächen und Briefen verdanke.

Von einer Anzahl seiner Briefe ist bekannt, dass er sie vorher im Konzept ausführte, gelegentlich ist sogar ein Vergleich möglich. Wir begegnen mithin zwei in gewisser Weise gegenläufigen Tendenzen, zugleich aber einer für Fontane charakteristischen Vorgehensweise: »Ein Brief soll keine Abhandlung, sondern der Aus- und Abdruck einer Stimmung sein«³¹, aber an diesem »Aus- und Abdruck« wird gefeilt, »der Stil wird angeputzt.«³² Kein Zweifel: Auch die Kritik wird »angeputzt«, eine grimmige Formulierungslust beflügelt den Schreiber, es wäre ein Referat für sich, dies auch nur annähernd zu vergewärtigen, zumal sinngemäß noch andere Briefkonvolute unterstützend heranzuziehen wären. Die Friedlaender-Briefe bilden, so gesehen, das Flaggschiff einer martialischen Flotte. Ich zitiere – mit Auslassungen –, was Fontane über die Literaturlehrer zu sagen weiß, » die weil sie drei Examina bestanden und einige Literaturkapitel auswendig gelernt haben, der deutschen Nation beibringen wollen, wie Kunst und Dichtung beschaffen sein müsse. [...] lederne Menschen, die weil sie so ledern sind, auch nicht das Geringste von der Sache verstehn, moderne Bildungsscheusäler, denen jedes natürliche Gefühl, wenn sie's je hatten, abhanden gekommen ist. Meine grenzenlose Verachtung gegen diese Leute ist in einem steten Wachsen begriffen. Sie wollen fördern und verwüsten alles.«³³ Lesen Sie selbst, meine Damen und Herren, welchen Beruf Sie auch haben, Sie werden beim späten Fontane hoffentlich etwas Passendes für sich finden. Dass Fontanes Vorwürfe nicht »gerecht« sind, ist klar, sie behaupten auch nicht durchgehend ihr kritisches Niveau; mitbedingt durch zunehmende Alterseinsamkeit, wie man vermuten kann, mehrt sich das »Granteln« eines Verstimmten, der überall Niedergang wit-

tert.³⁴ Aber das wirkte wohl entlastend und kam den zur selben Zeit entstehenden Romanen zugute, die eine gelöstere Stimmung spiegeln.

Es besteht inzwischen weitgehend Übereinstimmung, die Publikation der Friedlaender-Briefe 1954 im Zusammenhang mit dem Beginn der so genannten Fontane-Renaissance zu sehen. Gewiss wäre es unzulässig – weil unabweisbar –, davon wie von einem eindeutigen Faktum zu sprechen. Mutmaßlich verlief der Prozess komplizierter, zusammengesetzt aus von einander unabhängigen, annähernd gleichzeitig wirksamen Kräften. Die ein wenig mythenträchtige Gedankenverbindung von Erscheinen der Friedlaender-Briefe und Fontane-Renaissance wird darum nicht falsch. Sie rekapituliert die Erfahrung der Mitlebenden, trägt dazu bei, sie ohne Mischöne in kräftigen Farben zu bewahren.

Die Briefe an Mauthner

Trug die Korrespondenz mit Friedlaender privaten Charakter, so war die mit Fritz Mauthner beruflich-kollegialer Natur.³⁵ Für Fontane handelte es sich dabei um einen der zahlreichen Kontakte zu Persönlichkeiten des literarischen Berlin, die er aufmerksam pflegte. Soweit überliefert, währte der Briefwechsel von 1887 bis 1898, setzte aber vermutlich schon früher ein. Die Briefe Mauthners, für den diese Beziehung emotional sicherlich wichtiger war als für Fontane, sind leider bis auf wenige Ausnahmen verloren, Fontanes Briefe, die ebenfalls jahrzehntelang als verloren galten, sind größtenteils – 64 Briefe und Postkarten – 1984/85 in den Fontane-Blättern erschienen.³⁶ Wechselseitige Rezensionen, ein Nachruf Mauthners aus Anlass von Fontanes Tod, Dokumente, Mauthners spätere Auseinandersetzung mit Fontanes Briefen betreffend, erlauben weitere Aufschlüsse.

Es hängt mit dem relativ späten Bekanntwerden der Briefe Fontanes an Mauthner zusammen, dass dieser in den einschlägigen Fontane-Monographien, etwa bei Reuter, nur selten erwähnt wird. Die biographischen und werkgeschichtlichen Entwürfe der Forschungsliteratur spiegeln naturgemäß die jeweilige Quellenlage. So ist etwa auch bei Thomas Manns berühmter Würdigung der Altersbriefe zu bedenken, auf Kenntnis welcher Briefe er denn tatsächlich gründet.

Fontanes Bekanntschaft mit dem dreißig Jahre jüngeren Mauthner begann unter problematischem Vorzeichen: Am 15. August 1882 vermerkt der Autor im Tagebuch: »Das ›Tageblatt‹ bringt eine ziemlich spöttische Kritik über *L'Adultera*.«³⁷ Später wandelte sich Mauthners Urteil, besonders über Fontanes Berliner Romane in Anerkennung und Bewunderung, man beobachtet einen positiven Fortgang dieser kollegialen Beziehung, ein Eindruck, der allerdings durch Äußerungen Fontanes gegenüber dritten Personen wieder relati-

viert wird. Es handelt sich um Äußerungen, die Mauthner zunächst verborgen blieben, von denen er aber nach Fontanes Tod durch die posthumen Briefpublikationen Kenntnis erhielt. Ich zitiere eine eher harmlose Passage, um zu zeigen, wie Fontane Mauthner sah, wenn er behaglich räsonierte – problematischere sollten noch folgen.

»Mauthner ist ganz Mauthner, ich möchte sagen mehr denn je. Er ist ein kluger und geistvoller Mann, aber es gibt einen seidenen Zeugstoff, den man, glaub ich, Changeant nennt. Es sieht ganz gut aus, aber man weiß nicht recht, ist es grün oder rot oder braun. Mauthner beschwört immer was herauf; aber wenn man eben sagen will: ›Erlauben Sie mal‹, ist er schon wieder weg. Für eine etwas langsame und schwerfällige Natur, wie die meine, ist das störend. Ich komme zu keinem rechten Vergnügen. Mauthner ist der splendideste Gastgeber, aber auch zugleich der routinierteste Kellner, der einem schon den Teller wieder wegnimmt, wenn man eben anfangen will.«³⁸

Zu Fontanes Freundeskreis zählte Mauthner nicht, obwohl er sich das gewiss gewünscht hat. Er hat auch nach Fontanes Tod nicht nachgelassen, dessen literarisches Werk zu rühmen. Von dem *Menschen* fühlte er sich nach Lektüre der *Familienbriefe* getäuscht. Den stärksten Anstoß gab ein Brief Fontanes vom März 1891 an seine Tochter, dem er »2 gelbe ›Magazine‹« mit »parodistischen Sachen: ›Nach jüngsten Mustern‹« beigefügt hatte. Fontane bemerkte dazu: »Wahrscheinlich von Mauthner herrührend. Er hat ja eine große Begabung für dergleichen und ich muß auch hier wieder zugestehn, daß er das Lächerliche, das diesen Sachen anhaftet, scharf und kritisch erkannt hat. [...] Ich habe von dem Ganzen, trotzdem ich den Witz anerkenne, einen sehr unangenehmen Eindruck gehabt. Alles, Lob und Tadel, blos vom Geschäftsstandpunkt aus. Sudermann muß 'raufgepufft werden.«³⁹

Mauthner, der mit Gerhart Hauptmann befreundet war, bestritt energisch seine Verfasserschaft an den Parodien. Er erwirkte in einer Korrespondenz mit deren Herausgebern die Aufnahme einer Fußnote, in der erklärt wurde, daß Fontane sich geirrt habe. Aber versöhnen konnte ihn die Berichtigung nicht, denn es gab noch andere Passagen, die er, wenn er auch nicht namentlich genannt wurde, auf sich beziehen konnte. Er besprach die Edition, zusammen mit den *Causerien über Theater*, mit erheblicher Verspätung, erklärte dies mit dem »Wunsch, zuerst das Gefühl für den lieben Fontane wiederzufinden, das durch die Familienbriefe ein wenig verwirrt worden war«. Die Briefe, obwohl »die grimmigsten Ausfälle getilgt« worden seien, hätten eine Seele aufgedeckt, »die wir so nicht gekannt hatten: allezeit schwerste Verbitterung, oft kränkende Lieblosigkeit.« Eine zweite Lektüre habe aber die Dinge zurechtgerückt, die Wärme und den Humor wiederentdecken lassen. In solchen Gegensätzen bewegt sich die Rezension, die eine Problematik aufzeigt, mit der

Mauthner offenbar niemals wirklich fertig geworden ist.⁴⁰ Nach dem Erscheinen der *Briefe an die Freunde* fühlte er sich erneut ohne Rücksicht behandelt, weil namentlich bloßgestellt, und korrespondierte deswegen mit Otto Pniower, der ihn zu beruhigen suchte. Aus dem Landauer/Mauthner-Briefwechsel geht hervor, daß Mauthner damals sogar eine öffentliche Stellungnahme plante, zu der es jedoch nicht gekommen ist.⁴¹ 1922 mündete Mauthners Verstimmung über das Geschehene in eine testamentarische Verfügung ein, die eine Veröffentlichung seiner eigenen Briefe für unzulässig erklärte, weil er unter dem Eindruck der Briefe Fontanes an der Ehrlichkeit von Briefen grundsätzlich zweifeln müsse.⁴²

Diese heftige Reaktion ist durch die Fakten nur bedingt erklärbar. Vielmehr liegt die Erklärung – wie Betz und Thuncke bemerken (und ihre Einschätzung liegt nahe) – zu einem erheblichen Teil in Mauthner selbst, in seiner problematischen Entwicklung als Schriftsteller und in den sein Denken dominierenden sprachphilosophischen Überlegungen. Allerdings steht Mauthners Kritik keineswegs isoliert. Auch in der von der Nachlaßkommission redigierten Fassung stimmten die frühen Editionen der Briefe Fontanes an Familienangehörige und Freunde nicht zum Bild des ausgeglichenen und heiter-distanzierten alten Mannes, wie Fontanes späte Romane es hatten verbreiten helfen, und lösten Verwunderung, zuweilen Verstimmung aus. So anscheinend auch bei Maximilian Harden, dessen Reaktion wir zwar nur mittelbar fassen können, die aber umso interessanter scheint, weil sie mit der Thomas Manns verknüpft ist.

Mann hatte Harden für dessen Wochenzeitschrift *Die Zukunft* eine Besprechung der *Briefe an die Freunde* angeboten, in der sie bekanntlich auch erschienen ist. Aber nach Absendung des Manuskripts gab es unvermutete Schwierigkeiten. Harden deutete in einem nicht überlieferten Antwortschreiben Vorbehalte an. Er hatte sich früher höchst anerkennend über Fontane geäußert; nun ließ er Reserven erkennen. Mann entgegnete Harden merklich verwirrt: »Ich bin ganz erschrocken über Ihren Brief. [...] Ist es möglich, so streng mit dem alten Knaben zu sein? [...] Aber Sie kannten ihn doch! Wußten doch vorher schon, daß er plauderhaft, gesinnungsschwach, und skeptisch bis zur vollkommenen Unzuverlässigkeit war. Warum auch nicht!«⁴³

Mit der Mahnung: »Aber Sie kannten ihn doch!« und mit der Hoffnung, dass beide Autoren sich mit der ihnen gemeinsamen skeptischen Sprachkritik und Liebe zur Wahrheit zuletzt doch produktiv einzurichten wussten, müssen wir uns wohl bescheiden. Ihr Sprachwitz jedenfalls hat davon profitiert. Von Mauthner wird berichtet, er habe eine bekannte lateinische Sentenz umformuliert in: »Amica critice linguae, magis amica veritas« und angeblich wie folgt übersetzt: »Lieb ist mir die Kritik der Sprache, noch lieber die Wahrheit, die wir freilich so wenig kennen wie irgendeine andere Freundin.«⁴⁴

›Glatte Formen‹. »Auch die Grobheit lügt«

Ich knüpfe abschließend noch einmal an das von mir eingangs gebrauchte Zitat an: »Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber [...] Freiweg!« Heißt das: »Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist«? Sicherlich nicht. Fontane war, wie auch Mauthner ihm zugebilligt hat, ein höflicher Mann im besten Sinne des Wortes, mit viel Sinn für Formen, auch – wie er ohne Einschränkung hinzufügt – »glatter« Formen. Solche schreibt er etwa 1866 den Tschechen im von den Preußen besetzten Böhmen zu. Der »mehr oder weniger formlose Norddeutsche« werde dem gegenüber immer eine Neigung haben, von »Falschheit und Tücke zu sprechen«. Schon der Sachse müsse sich »um seiner Artigkeit willen beständig diese Anklage gefallen lassen«. Fontane ist überzeugt: »Auch die Grobheit lügt«, und seine Beobachtung wächst ihm unter der Hand zu einer kleinen Philippika aus.⁴⁵ Vermutlich waren ihm schon die von Storm gelobten »goldenen Rücksichtslosigkeiten« zuviel. Kommunikation verläuft nicht immer erfolgreich, zuweilen bricht sie ab in bedeutungsvollen Pausen oder endet in gänzlichem Verstummen.

Klaus Groth (ein weiteres Beispiel aus Schleswig-Holstein) berichtet über seine Begegnung mit Fontane 1878 im nunmehr preußischen Kiel, dem künftigen Kriegshafen: »Er besuchte mich, und wir gehen zusammen an den Hafen spazieren. Ich denke, er soll sich recht über die Natur freuen, aber er fängt an zu fragen – über Uniformen. Ich sage: Ich kenne keine Uniformen und will auch keine kennen. Dann fragt er nach den Schiffen, nach den Zeichen, nach allem. Ich wußte nichts, und er sprach sein Erstaunen aus. Ja, sag' ich, kennen Sie alle Blumen? Kennen Sie alle Vögel? – Nein. – Ja, das brauche ich als Dichter, das andere brauche ich nicht. – Danach fragte er nicht weiter.«⁴⁶ Das liest sich wirklich wie ein Beispiel für gescheiterte Kommunikation. Fontane hat im Anschluss an diese Begegnung aber doch ein reizendes Huldigungsgedicht *An Klaus Groth* geschrieben, in dem er freilich fast ausschließlich über seine eigene Entwicklung als Dichter reflektiert.⁴⁷ (Er schrieb es angeblich sogar auf Plattdeutsch, die Landeskinder rätseln noch darüber.)

Das ist nicht der einzige Fall einer krisenhaften Kommunikation, in dem ein eher brüchiges Verhältnis durch die nachträgliche literarische Behandlung von Fontane in ein freundliches Licht gerückt wird. Oft wird man darin ein Zeichen echter Versöhnung erblicken dürfen, allerdings nicht immer, denn manchmal handelt es sich nur um Strategie (»zum Glück hatte ich nur Gutes geschrieben, so daß mir die üblichen Zurechtweisungen erspart blieben«⁴⁸) und gelegentlich geschieht auch das Umgekehrte: ein Freund, ein erprobter Briefpartner, wird schonungslos preisgegeben – in Briefen an Dritte. So ist es Friedlaender geschehen, in einem antisemitisch grundierten Schmähbrief an Friedrich Paulsen, in Fontanes letztem Lebensjahr.⁴⁹ Der Brief stimmt fast

ratlos, im weitesten Sinn handelt es sich um das Problem von Literatur und Lüge. Nicht wenige Schriftsteller haben uns versichert – und wer wollte ihnen nicht gerne zustimmen –, es sei die bevorzugte Aufgabe der Literatur, die Wahrheit zu sagen. Ein deutschsprachiger jüdischer Romancier aus Galizien, Joseph Roth, hat dafür sogar die schöne Formulierung gefunden, die Literatur sei »die Aufrichtigkeit selbst, der einzig wahre Ausdruck des Lebens«. ⁵⁰ Wir erfahren dabei wohl mehr über den Sprecher / Schreiber, als über das, was er uns darzustellen bemüht ist – aber das ist keineswegs wenig. Seine Darstellung mag unzulänglich sein, vielleicht sogar unaufrichtig, aber was er unabsichtlich sagt, ist unwiderleglich. Insofern – nur insofern – ist die Sprache, ist auch die Literatur wirklich »die Aufrichtigkeit selbst«. Was wir wahrnehmen, ist oft großartig genug; es ist es nicht immer, gewiß. Das lehrt uns Grenzen erkennen, wie sie auch den Äußerungen eines großen Briefschreibers gezogen sind. Der gebrechliche Zustand der Welt sichert unserer eigenen Wahrheitsliebe sogar einen gewissen Handlungsspielraum. Wir dürfen höflich sein, wir sollten es sogar. Mit Frauen beispielsweise, das lehrt schon Mephisto, soll man nie sich unterstehn zu scherzen. Unserem besten Freund wollen wir die Wahrheit über seine Gedichte vorsichtig sagen.

Theodor Fontane, der auf seine französischen Vorfahren stolze Märker, verstand sich auf Formen, auf eine sehr höfliche, aber eben auch intrikate, gelegentlich auch leicht intrigante Weise der Kommunikation, bevorzugt im kleinen Zirkel und am sicheren Schreibtisch. »Eiskalt in sich zurückgezogen, sprühte er nach außen gewinnende Liebenswürdigkeit«, hat ein zeitgenössischer Literaturhistoriker abfällig geurteilt. ⁵¹ Sebastian Haffner konstatierte »bodenlose Objektivität und Ironie«, die Fontanes »Eigentlichstes, Eigenstes und Größtes gewesen sei.« ⁵² Unvermeidlich handelte sich wohl um eine Künstlerliebe, die Menschen für ihn interessant sein ließ. Aber Kathinka von Ladalin-ski, Lene Nimptsch, Cécile und »die arme Effi«, die Witwe Pittelkow, Jenny Treibel, die Domina Adelheid und – jede Auswahl bliebe unzulänglich – ungezählte andere Figuren seiner Romanwelt sind Fontanes Wahrnehmung ent-stiegen. Welch eine Bilanz.

Festreden sind in dem großen Buch Literatur und Lüge nur eine Anmerkung. Vielmehr haben wir all jenen zu danken, die ernstlich nachfragten, im konkreten Zusammenhang etwa Walter Hettche, der im Nachwort zu seiner Ausgabe der Friedlaenderbriefe auf Zusammenhänge aufmerksam gemacht hat, die offenbar nur zu oft überlesen wurden. ⁵³ Darauf, dass sich aus Fontanes brieflichen Äußerungen auf kein stabiles Ideengebäude, schon gar kein poli-tisches Programm zurückschließen lässt, wird man sich mit Günter de Bruyn relativ leicht einigen können. ⁵⁴ Sehr anregend auch seine Frage, was sich denn verändert hätte, wenn Fontane sein so lange geplantes Buch über das *Länd-*

chen Bredow, das er nach der Vollendung des *Stechlin* erneut in Angriff nahm – ach, er wollte doch so gerne noch einmal »zu alten Göttern (in der Tat bis auf Trigglauff usw.)«⁵⁵ zurückkehren und den »ledernen« Landeshistorikern zeigen, wie man so etwas macht – hätte vollenden können. »Die Menschen schreiben schließlich doch so, wie sie sind«, hat Ingrid Mittenzwei den Dichter in einem Aufsatz *Spielraum für Nuancierungen. Zu Fontanes Altersbriefen* zitiert⁵⁶. Ich füge noch ihr Schlusswort hinzu: »Das letzte Wort ist, dass ein letztes Wort nicht erlaubt ist.«⁵⁷

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE: *Was mir fehlte*. In: HFA I/6, 3. Aufl. 1995, S. 331.
- 2 »Die Menschen lügen. Alle« und andere Psalmen. Aus dem Hebräischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von ARNOLD STADLER. Frankfurt/M. und Leipzig 1999.
- 3 An Emilie Fontane, 8. August 1883. In: HFA IV/3, S. 278.
- 4 »Ich habe immer ein Auge für die Thatsächlichkeiten gehabt, und die Thatsächlichkeiten schrieben mir Bescheidenheit vor.« An Emilie Fontane, 17. Juni. 1884. In: HFA IV/3, S. 331.
- 5 Eintragung in ein »Torturbüchlein«. In: HFA III/4, S. 1326.
- 6 Über Gerhart Hauptmann, »Vor Sonnenaufgang«, 2. Besprechung. In: HFA III/2, S. 824. Fontanes Huldigung galt der jungen Else Lehmann in der Rolle der Helene Krause.
- 7 ALBERT SOERGEL; *Dichtung und Dichter der Zeit*, Leipzig 1911, S. 299, unter Berufung auf Franz Servaes.
- 8 »Der eigentliche Sieger des Abends aber war Goßler. Solche Rede hat, den »catilinarischen Existenzen« gegenüber, noch niemals ein preußischer Minister gehalten.« An Paul Heyse, 15. Januar 1990. In: HFA IV/4, S. 13.
- 9 An Julius Rodenberg, 2. März 1896. In: HFA IV/4, S. 540.
- 10 An Hans Fechner, 3. Mai 1889. In: *Fontanes Briefe in zwei Bänden*. Ausgewählt und erläutert von GOTTHARD ERLER, 2. verbesserte Auflage. Berlin und Weimar 1980. Zweiter Band, S. 217.
- 11 *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel*. Hrsg. von JULIUS PETERSEN. München 1940, Erster Band, S. XX.
- 12 An Hanns Fechner, 3. Mai 1889. Wie Anm. 10.
- 13 An Emilie Fontane (Mutter), 20. Juni [1833?]. In: HFA IV/1, S. 7.
- 14 An Emilie Fontane, 20. September 1898. In: HFA IV/4, S. 758.
- 15 An Georg Friedlaender, 29. November 1893. In: HFA IV/4, S. 308 f.
- 16 MARCEL REICH-RANICKI: *Ein Mann und ein Kind. Zu Fontanes Briefen*. In: *Die Zeit* 16. Juni 1972.
- 17 An Heinrich Jacobi, 23. Januar 1890. In: HFA IV/4, S. 17.

- 18 An Wilhelm Raabe, 15. Januar 1890. In: HFA IV/4, S. 14.
- 19 An Friedrich Stephany, 16. April 1886. In: HFA IV/3, S. 466.
- 20 GOTTHARD ERLER: »Ich bin der Mann der langen Briefe«: Bekanntes und Unbekanntes über Fontanes Briefe. In: *Fontane Blätter* 1 (1968) 7, S. 314–330.
- 21 An Gustav Karpeles, 18. August 1880. In: HFA IV/3, S. 101.
- 22 HUGO VON HOFMANNSTHAL: *Der Schwierige*. In: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Hrsg. von HERBERT STEINER. Lustspiele II. 1954, S. 221.
- 23 An Moritz Necker, 24. April 1994. In: HFA IV/4, S. 345.
- 24 THOMAS MANN: *Der alte Fontane*. In: Ders.: *Essays*. Bd. 1: *Frühlingssturm 1893–1918*. Hrsg. von HERMANN KURZKE und STEPHAN STACHORSKI. Frankfurt/M. 1993.
- 25 HENRY H. H. REMAK: *Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese*. In: *The Germanic Review*, XXIII, No. 3. October 1948, p. 225–227.
- 26 HENRY H. H. REMAK: In: *Monatshefte für Deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur*. Madison Wisc. XXX, No. 5, May 1938, p. 285. Zum umstrittenen Titel *Heiteres Darüberstehen* ferner HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontanes Briefstil*. In: *probleme der brief-edition. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Schloß Tutzing am Starnberger See 8.–11. September 1975. Referate und Diskussionsbeiträge*. Hrsg. von WOLFGANG FRÜHWALD u. a. Bonn-Bad Godesberg, 1977, S. 169.
- 27 THOMAS MANN: *Noch einmal der alte Fontane*. In: *Weltwoche*. Zürich (5. 2. 1954); Wiederabdruck in DERS., *Nachlese*, 1956; hier zit. nach Ders., *Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie*. Dritter Band (Moderne Klassiker. Fischer-Bücherei. 115), S. 273; desgleichen im Anhang von Walter Hettches Edition der Friedlaender-Briefe (vgl. Anm. 34).
- 28 Es war der 26 Jahre junge Bonner Professor Ernst Bertram, der, in Fontanes Briefen – über die er mit Thomas Mann korrespondierte –, tief beeindruckt, »die hüllenlosen Konfessionen einer unbarmherzigen Skepsis« erkannte, mit der der Autor preußisch-gymnasialfeierlicher Gesänge wie *Du Adlerland*, der Poet Friedrichs und Bismarcks, die »gesellschaftlichen und politischen Formen, ganz klar, ganz kalt, ganz gnadenlos« gesehen habe. (NÜRNBERGER, wie Anm. 26, S. 172 ff).
- 29 An Emilie Fontane, 11. Juni 1879. In: GBA *Ehebriefwechsel*, Bd. 2, S. 171.
- 30 An Georg Friedlaender, 6. Mai 1887. In: THEODOR FONTANE: *Briefe an Georg Friedlaender*, Hrsg. und erläutert von KURT SCHREINERT. Heidelberg 1954, S. 73. Künftig zitiert: SCHREINERT.
- 31 SCHREINERT (wie Anm. 30), S. XIX.
- 32 SCHREINERT (wie Anm. 30), S. XVII.
- 33 An Georg Friedlaender, 26. Mai 1896. In: SCHREINERT (wie Anm. 30), S. 298.
- 34 *Briefe an Georg Friedlaender*. Aufgrund der Edition von KURT SCHREINERT

- und der Handschriften neu hrsg. und mit einem Nachwort versehen von WALTER HETTICHE. Mit einem Essay von THOMAS MANN. Frankfurt/M. und Leipzig 1994. Hier: Nachwort, S. 451.
- 35 HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontane und Mauthner*. In: *Literarisches Doppelportrait. Theodor Fontane / Fritz Mauthner*. Hrsg. von UTA KUTTER. Stuttgart 2000 (Schriften der Akademie für gesprochenes Wort; 4), S. 81–105. Künftig zitiert: *Doppelportrait*.
- 36 FREDERICK BETZ, JÖRG THUNECKE: *Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts*. In: [1. Teil]: *Fontane Blätter* 5 (1984), Heft 6, S. 507–560; [2. Teil]: *Fontane Blätter* 6 (1985), Heft 1, S. 7–53.
- 37 THEODOR FONTANE: *Tagebücher 1866–1882. 1884–1898*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER unter Mitwirkung von THERESE ERLER. Berlin 1994, S. 167.
- 38 An Otto Brahm, 3. Dezember 1893. In: HFA IV/4, S. 313.
- 39 An Martha Fontane, 28. März 1891. In: HFA IV/4, S. 108.
- 40 FRITZ MAUTHNER: Theodor Fontane posthumus. In: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*. 8. Jg. Heft 3, 1. November 1905, zit. *Doppelportrait* (wie Anm. 35), S. 195 f.
- 41 Unter dem 22. Mai 1910 schrieb Landauer an Mauthner: »Nun zu Fontane. Diese Klatschpublikationen sind ein gräulicher Unfug. So wie Du Deinen geplanten Aufsatz skizzierst, finde ich ihn durchaus gut. Du solltest ihn aber nur schreiben, wenn gar kein Ärger, auch kein zurückgedrängter Ärger, nur Überlegenheit und Heiterkeit in Dir ist. Und darauf hinweisen, daß ein Privatbrief Fontanes darum nicht bedeutsamer wird, weil er tot ist und ein Denkmal hat, während Du lebst und das philosophische Wörterbuch schreibst.« *Gustav Landauer – Fritz Mauthner Briefwechsel 1890–1919*. Bearbeitet von HANNA DELF. München 1994, S. 219. – In anderem Zusammenhang schrieb Landauer am 10. Dezember 1912 an Mauthner: »Fontanes Urteil über Menschen darf nie beirren. Er war eine Giftkröte.« (Ebd. S. 273)
- 42 »Eine erneute Lectüre der Familienbriefe Fontane's war es, was in mir den etwas plötzlichen Entschluß zeitigte, in meinem letzten Willen (nur wenn der sich nicht finden sollte, steht er hier als letzter Wille) die Herausgabe einer Sammlung meiner Briefe zu verbieten. [...] Ich halte mich nicht für menschlich besser, als dieser gütige Menschenkenner war. Ich bin [...] im mündlichen und brieflichen Verkehr mit den lieben Zeitgenossen gewiß den ewigen Motiven des Hungers, der Liebe und der Eitelkeit so gut unterworfen wie sie. Wenn es nun möglich ist (und es ist so), daß in Theodor Fontane's Familienbriefen gelogen wird, daß sich die Balken biegen, wenn Fontane in jedem Briefe sich jedes Wort von einer Absicht diktieren läßt, wenn er eigentlich *einzig* an die Wirkung auf den Adressaten denkt u. gar nicht an die Wahrheit, wenn er (mit in Deutschland unerhörter Anmut) den Adressaten ein-

- spinnt, um ihn seinen oft recht kleinen Absichten gefügig zu machen, – wer haftet mir dann dafür daß meine Briefe ehrlicher sind?« In: FREDERICK BETZ / JÖRG THUNECKE (Hrsg.), *Heiteres Darüberstehen oder Doppelzüngigkeit? Die »Familienbriefe« (1905) Theodor Fontanes. Ein unbekannter Text (1922) von Felix Mauthner*. Nottingham 1992, S. 7.
- 43 Frank Wedekind – Thomas Mann – Heinrich Mann. *Briefwechsel mit Maximilian Harden*. Hrsg. von ARIANE MARTIN. Darmstadt: Jürgen Häusser 1996, S. 150 f. – Thomas Mann hat sich durch die »Unzuverlässigkeit« Fontanes zu keiner Zeit irritiert gezeigt. Für Fontanes Stellung zur Politik schlug er bereits 1910 die Bezeichnung »Verantwortungsvolle Ungebundenheit« vor, die ihm wohl insgesamt für das komplizierte Verhältnis des Künstlers zur Welt vorschwebte.
- 44 THOMAS KOPFERMANN, »Aut, aut. ...Denn was steht fest?« *Ein nach-denkendes Vorwort zu einem denk-würdigen Doppelportrait*. In: *Doppelportrait*. (wie Anm. 35, S. 14).
- 45 THEODOR FONTANE: *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz. VI. Land und Leute*. In: HFA III/5, S. 354 f.
- 46 ANNA PETERSEN: *Klaus Groth. Ein Erinnerungsblatt zum 24. April*. In: *Die Heimat*, 10. Jg., Nr. 4, April 1900, S. 81 ff.
- 47 THEODOR FONTANE: An Klaus Groth. In: HFA I/6, 3. Aufl. 1995, S. 325.
- 48 *Tagebuch 1897*. In: HFA III/3/II, S. 1124.
- 49 An Friedrich Paulsen, 12. Mai 1898. In: THEODOR FONTANE, *Briefe an Friedrich Paulsen*. Bern 1949, S. 6.
- 50 »La littérature c'est la sincérité même, la seule expression vraie de le vie«. FRÉDÉRIC LEFÈVRE, *Une heure avec Joseph Roth*. In: *Les Nouvelles Littéraires*, 2. Juni 1934, zit. HEINZ LUNZER in Zusammenarbeit mit VICTORIA LUNZER-TALOS, *Joseph Roth im Exil in Paris 1933 bis 1939*. Wien [2008], S. 80.
- 51 CARL BLEIBTREU: *Geschichte der Deutschen National-Literatur*. 2 Bde., 1912, Bd. 2, S. 37.
- 52 SEBASTIAN HAFFNER: *Theodor Fontane*. In: DERS. / WOLFGANG VENOHR: *Preußische Profile*. Königstein/Taunus 1980, S. 122.
- 53 HETTICHE (wie Anm. 34), Nachwort.
- 54 GÜNTER DE BRUYN: *Altersbetrachtungen über den alten Fontane*. In: *Doppelportrait* (wie Anm. 35), S. 19–35.
- 55 An Ferdinand Meyer, 17. September 1898. In: HFA IV/4, S. 754.
- 56 INGRID MITTENZWEI: *Spielraum für Nuancen. Zu Fontanes Altersbriefen*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 37 (1993), S. 329. Das Zitat in HFA IV/3, S. 332 (An Emilie, 18. 6. 1884).
- 57 MITTENZWEI, wie Anm. 56.

Glückliche Erwerbungen I. Das Theodor-Fontane-Archiv erwirbt die Briefe an Georg Friedlaender und an Fritz Mauthner

HANNA DELF VON WOLZOGEN

Dem Theodor-Fontane-Archiv sind im Herbst letzten Jahres mit den Briefen Fontanes an Georg Friedlaender und an Fritz Mauthner zwei spektakuläre Erwerbungen gelungen. Beide Konvolute befanden sich bislang in privater Hand und kamen durch Zufall in derselben Versteigerung des Auktionshauses Hauswedell & Nolte zum Ausruf.

Die Erwerbung des Theodor-Fontane-Archivs wurde unterstützt durch die Kulturstiftung der Länder, die Ostdeutsche Sparkassenstiftung und die Mittelbrandenburgische Sparkasse, Potsdam, den Stifterverband der deutschen Wirtschaft und das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg. Allen Förderern sei an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich für die großzügige Unterstützung gedankt.

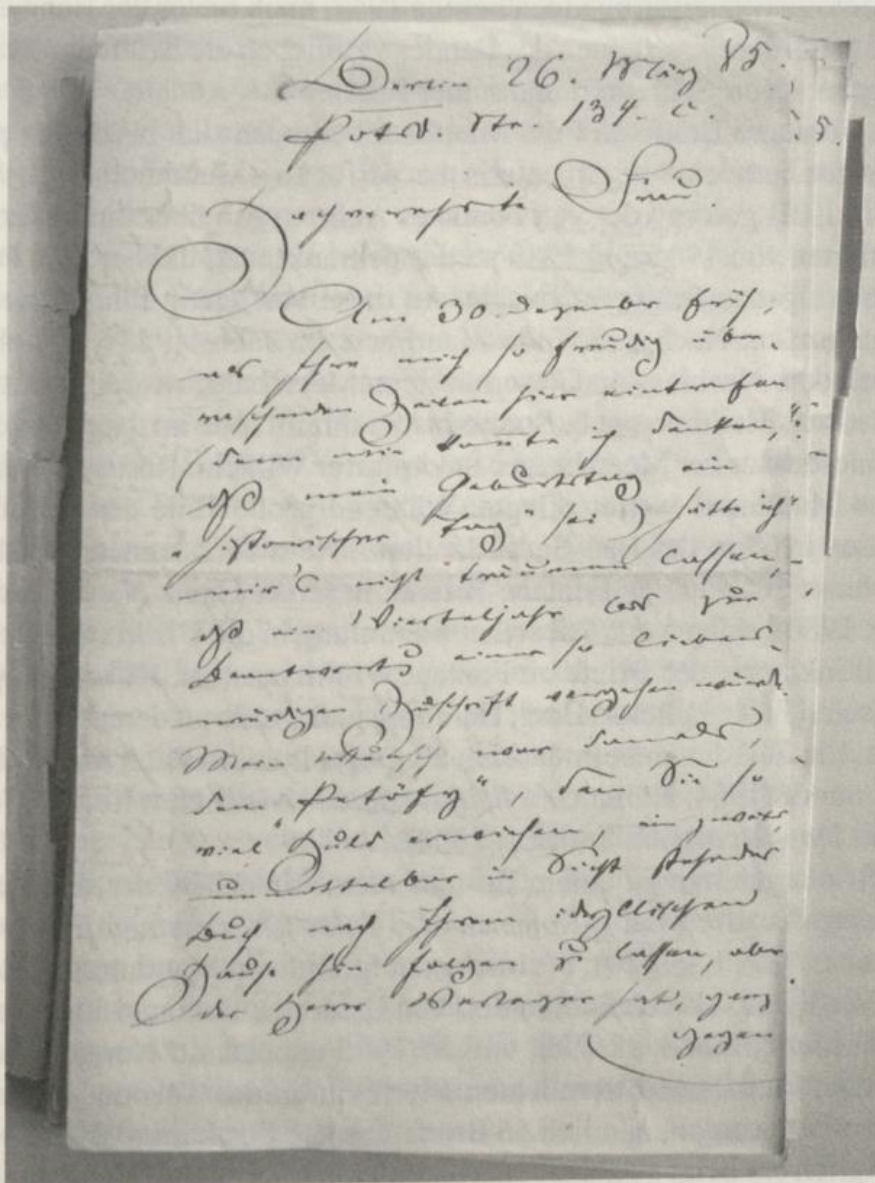
Was haben wir nun eigentlich erworben? Zunächst die Briefe an Georg Friedlaender, die mit 251 eigenhändigen Briefe und 25 Postkarten (einige davon sind an seine Frau und seine Mutter gerichtet), sowie 4 Briefen von Emilie Fontane an Friedlaender den gesamten 1954 von Kurt Schreinert und 1995 mit Ergänzungen von Walter Hettche herausgegebenen Briefbestand umfassen. Die zeitliche Spanne, in der die Briefe geschrieben wurden, erstreckt sich vom 18. August 1884 bis zum 29. August 1898. Allein die Briefe (ohne Postkarten) haben einen Umfang von 1.048 Seiten.

Die inhaltliche Bedeutung bedarf unter Kennern keiner Begründung. Georg Friedlaender gilt als einer der wichtigsten Korrespondenzpartner Fontanes in seinen späten Jahren. Der vierundzwanzig Jahre jüngere Schmiedeberger Amtsgerichtsrat gehörte der angesehenen Berliner jüdischen Gelehrtenfamilie gleichen Namens an. Er war ein direkter Nachfahre von David Friedlaender, dem Schüler Moses Mendelssohns und ein bedeutender Vertreter der Berliner Haskala. Dessen Sohn, der Gelehrte und Münzsammler Benoni Friedlaender legte den Grundstock für das Berliner Münzkabinett.

Fontane lernte den Schmiedeberger Amtsrichter, später Amtsgerichtsrat während eines seiner Sommerurlaube im schlesischen Krummhübel kennen. Die Familie Friedlaender führte ein offenes gastliches Haus, das im ländlichen Schmiedeberg einen gesellschaftlichen Mittelpunkt darstellte, wohl nicht zuletzt wegen des kommunikativen Talents des Hausherrn, der wie Fontane ein Meister der Causerie gewesen sein muss. Etwas davon hallt noch in Fontanes Echo auf seine anekdotenreichen Berichte aus der Schmiedeberger Lebenswelt nach. Fontane verdankte ihm den Stoff für einige der kleineren Erzählungen des Bandes *Von vor und nach der Reise* und für die Erzählung *Quitt*. Georg Friedlaender seinerseits erhoffte sich von Fontane Unterstützung bei seinem Bemühen, in der literarischen Welt Fuß zu fassen, denn auch er war auf der Suche nach einem Leben jenseits des juristischen Brotberufs. Einige wenige Veröffentlichungen in der *Vossischen Zeitung* zeugen davon. Fontane, der sich Friedberger gegenüber so offen wie selten äußert, wurde nicht müde, an Friedlaender jenes berühmte »talent épistolaire« zu würdigen, das er selbst so sehr schätzte. Seiner Briefschreibekunst und seiner freundschaftlichen Offenheit, die Fontane offensichtlich die Zunge gelöst hat, verdanken wir jenen ungewöhnlich scharfen gesellschaftskritischen Ton der Fontane-Briefe, der beim ihrem Erscheinen das Bild des »alten Fontane« veränderte. Schade nur, dass die Briefe Friedlaenders, wie Schreinert mitteilt, von Emilie Fontane vernichtet wurden.

Die Veröffentlichung der Briefe durch Kurt Schreinert 44 Jahre nach dem Erscheinen der von Otto Pniower und Paul Schlenther verantworteten sog. Freundesbriefe (1910), die einige wenige Briefe in stark redigierter Gestalt enthält, löste eine kleine literarische Revolution aus. Nicht nur lag erstmals eine ungekürzte und in ihrer Textgestalt unveränderte Briefausgabe vor, die Briefe selbst überraschten durch ihre oft scharfen gesellschaftskritischen Äußerungen. Dies und die Besprechung des damals 79-jährigen Thomas Mann, die schon in ihrem Titel an seine Besprechung *Der alte Fontane* von 1910 anknüpfte (*Noch einmal der alte Fontane* in *Die Weltwoche*, 5.2.1954), machten die Briefe weltberühmt und leiteten eine Fontane-Renaissance ein: Mit ihrer Rezeption ging eine Neubewertung des Fontaneschen Briefwerks einher, die die namhaften Werk- und Briefausgaben der sechziger und siebziger Jahre motivierte. Obgleich einige Briefe des Konvoluts inzwischen mehrfach gedruckt wurden und die von Hettche besorgte zweite korrigierte Ausgabe vorliegt, kann der gedruckte Textbestand für die Forschung die Einsicht in die Originale nicht ersetzen. Zumal die in Schriftbild und Textverteilung ungewöhnlich aussagekräftigen Briefe unerlässlich für weitergehende texttheoretische und editionswissenschaftliche Fragestellungen sind. Das Konvolut wird von der Forschung seit Jahren schmerzlich vermisst.

Jenseits seiner unbestreitbar großen wissenschaftlichen Bedeutung kommt dem Konvolut durch seine Rezeptionsgeschichte, wie nur wenigen anderen Stücken des handschriftlichen Nachlasses (Ribbeck-Manuskript, Tagebücher), ein hoher kultureller Symbolwert zu. Im Verein mit jener Fotografie, die den im Lehnstuhl sitzenden Thomas Mann bei der Lektüre des Bandes *Theodor Fontane. Briefe an Friedlaender* (1954) zeigt, können sie als eine Ikone der Fontane-Verehrung gelten.



Theodor Fontane, Brief an Elisabeth Friedlaender, Ehefrau
Georg Friedlaenders, vom 26. März 1885

Die Originale der Briefe an Georg Friedlaender verblieben bis ca. 1951 im Besitz von Elisabeth Friedlaender (1877–1952), der Tochter und Erbin von Georg und Elisabeth Friedlaender, geb. Tillgner. Elisabeth Friedlaender, die die Briefe 1950 in ihrem Fluchtgepäck aus Schlesien mitgebracht hatte, lag deren Veröffentlichung sehr am Herzen, weshalb sie die Briefe an Kurt Schreinert, den Herausgeber der später berühmt gewordenen Ausgabe *Theodor Fontane. Briefe an Friedlaender* (Heidelberg: Quelle & Meyer 1954) übergab. Die Eigentümerin verstarb jedoch bereits 1952, noch bevor der Band erschienen war. Nach dem Erscheinen des Bandes verblieben die Briefe im Besitz des Herausgebers Kurt Schreinert und seiner Erben.

Auch Fontanes Briefe an Fritz Mauthner befanden sich bislang in privater Hand. Dafür hatte eine testamentarische Verfügung Mauthners (vgl. *Erinnerungen II*, LBI) gesorgt, der von Fontanes Äußerungen über ihn in den Briefpublikationen von 1905 und 1910 so tief gekränkt war, dass er eine Publikation seiner eigenen Briefe untersagte. An diese Verfügung fühlten sich seine Erben gebunden. Nach dem Tode Mauthners im Jahre 1923 verblieben die Briefe mit dem Nachlass im Glaserhäusle in Meersburg, wo seine Witwe und Erbin Hedwig Mauthner, geb. Straub bis zu ihrem Tode im Jahre 1945 lebte. Ihr Alleinerbe war der Meersburger Stadtpfarrer Wilhelm Restle, der das Erbe im Sinne Mauthners weiter pflegte. Während große Teile des schriftlichen Nachlasses 1965 in das Leo Baeck Institute, New York kamen, verblieb ein Restnachlass mitsamt den Fontane-Briefen in seiner Hand. Nach Restles Tod im Jahre 1980 gelangte ein Teil seiner Sammlung in die UB Münster, ein weiterer Teil inklusive der Briefe an Fontane, Hofmannsthal, Rilke, Hauptmann ging an seine Erbin Felicitas Barg, Hamburg und wurde an deren Erbin weitergegeben. Ein Teil davon befindet sich als Depositum im DLA Marbach (*Fontane Blätter* 38/1984; Kühn: *Gescheiterte Sprachkritik*. New York 1975; *Literarisches Doppelportrait*. Stuttgart 2000).

Die Briefe gehören zu einem Bestand, den Fritz Mauthner selbst auf »an die hundert« beziffert hat (*»Kommen Sie, Cohn«. Aus meinen Erinnerungen an Fontane*. NZZ, 1.1.1920). Sie blieben aufgrund von Mauthners testamentarischer Verfügung bis zur Publikation von Frederick Betz und Jörg Thunecke in den *Fontane Blätter* 38/1984 und 39/1985 unbekannt. Nunmehr konnten ca. 90% der damals veröffentlichten Briefe durch das Theodor-Fontane-Archiv erworben werden, nämlich 56 Briefe sowie 3 Postkarten. Bislang befand sich lediglich ein Brief Fontanes an Mauthner in öffentlicher Hand, im Potsdamer Fontane-Archiv.

Auch die Korrespondenz Fontanes mit Fritz Mauthner gehört zu den prominenten Briefwechseln des Fontaneschen Briefwerks. Auch sie fällt zeitlich, es sind Briefe vom 23. Februar 1888 bis zum 2. September 1898 vorhanden, in

die Periode des späten Fontane. In Fritz Mauthner, ebenfalls Jude, Spross einer angesehenen und wohlhabenden Prager Familie und im aufstrebenden Berlin der 1870er Jahre durch Parodien *Nach berühmten Mustern* bekannt geworden, begegnete Fontane einem um drei Jahrzehnte jüngeren Kollegen. Als Literatur- und Theaterkritiker für Rudolf Mosses *Berliner Tageblatt* hatte er eine ähnlich angesehene Position inne wie Fontane bei der *Vossin*. Und seit den 1880er Jahren wurden die beiden Konkurrenten. 1882, dem Jahr, aus dem die frühesten Zeugnisse ihrer wechselweisen Kenntnismahnung stammen, veröffentlichten beide ihre ersten Berlin-Romane, Mauthner den Roman *Der neue Ahasver* und Fontane *L'Adultera*, wobei Fontane von Mauthners Besprechung nicht begeistert war. In näheren Kontakt traten die beiden vermutlich erst, als der Vorabdruck von *Irrungen, Wirrungen* in der *Vossischen Zeitung* wegen seiner vermeintlichen Unmoral zu einem veritablen Skandal geführt hatte und Fontane Unterstützung aus dem Kreis der *Zwanglosen* erhielt, zu dem neben Otto Brahm, Otto Erich Hartleben und Paul Schlenther auch Fritz Mauthner gehörte. Sein Roman *Stine*, der wegen des Skandals von der *Vossischen Zeitung* abgelehnt worden war, erschien denn auch in Mauthners neu gegründeter Zeitschrift *Deutschland*. Fontane besprach von nun an die Romane Mauthners, *Quartett*, *Die Fanfare*, *Xantippe*, und Mauthner die Fontaneschen. Auch die persönlichen Beziehungen wurden enger, zuweilen fast freundschaftlich. Als Mauthner in einer Kurzrezension der Buchausgabe von *Stine* vom »alten Fontane« spricht, zeigt sich dieser erfreut: »Und dazu der alte Fontane«, erinnernd an eine Äußerung Julius Fauchers, der gesagt haben soll: »das Höchste, was man in Berlin erreichen könne, sei die Bezeichnung ›der alte‹« (15.11.1890). In den neunziger Jahren, als wieder häufiger Briefe gewechselt werden, hat sich die Situation für beide Briefpartner entscheidend verändert. Fontane war auf dem besten Wege, sich als Romancier Weltruhm zu erobern. Fritz Mauthner hatte sich enttäuscht von der Schriftstellerei ab- und der philosophischen Sprachskepsis zugewandt. Seine *Beiträge zu einer Philosophie der Sprache*, die zwei Jahre nach Fontanes Tod zu erscheinen begannen, beeinflussten eine jüngere Schriftstellergeneration mit Hugo von Hofmannsthal, Gustav Landauer, Christian Morgenstern und Samuel Beckett. Insofern mag, jenseits aller persönlichen Ambivalenz, die größte substantielle Nähe beider Autoren im sprachkritischen Gedanken zu suchen sein, den Fontane literarisch, Mauthner philosophisch traktierte.

Glückliche Erwerbungen II. Alte Irrungen und Wirrungen, eine gute Seele und eine Lichtputzschere

PETER SCHAEFER

In diesem Frühjahr konnten einige Dinge bei einer Auktion in Hamburg für das Fontanearchiv erworben werden, deren Schicksal so interessant ist, daß sie nicht nur einen nüchternen Eintrag in der laufenden Bibliographie weiter hinten in diesem Heft verdienen. Die zwei Bücher und der eine Gegenstand, die aus dem umfangreicheren Kauf hervorgehoben werden sollen, haben gemeinsam, daß sie aus dem Besitz Kurt Schreinerts stammen, jenes Fontaneforschers, aus dessen Nachlaß im Herbst 2010 bereits die Originale der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender glücklich erworben werden konnten (vgl. in diesem Heft, S. 177–181.)

Zuerst soll eine Rarität gezeigt werden, deren Existenz durch bibliographische Hinweise zwar bekannt war¹, die im Fontanearchiv aber noch niemand zuvor in der Hand gehabt hatte, obwohl es sich um einen Druck handelt und nicht um eine Handschrift: *Irrungen, Wirrungen*, erschienen im Verlag von Heinrich Matz in Königsberg, Ostpreußen (Abb. 1). Der unscheinbare, in grünes Halbleder und mit goldenem Rückentitel versehene Band im Oktavformat enthält einen maschinengeschriebenen, vor das Vorsatzblatt geklebten Zettel, dessen handschriftliche Korrekturen eindeutig von Kurt Schreinert stammen. Über die Irrungen und Wirrungen dieser Ausgabe gibt der Zettel Auskunft:

»Der Band ist eine legitime Ausgabe der Restbestände der Bogen der ersten, bei F. W. Steffens in Leipzig 1888 erschienenen Buchausgabe; Steffens verkaufte die Restbestände an den Königsberger Verleger Heinrich Matz, der sie mit einem eigenen Titelblatt versah (s. A. Russell, Gesamt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels, XVI. Ergänzungsband 1. Münster i.W. 1889, Sp. 851, und 2. Ergänzungsband, 2. Abt., Sp. 3077). – Die zweite Buchausgabe übernahm Friedrich Fontane (1891).«

Dieses Verfahren war nur möglich, da die erste Buchausgabe bei Steffens nicht verkauft worden war, denn der Name Fontane auf dem Titelblatt bürgte

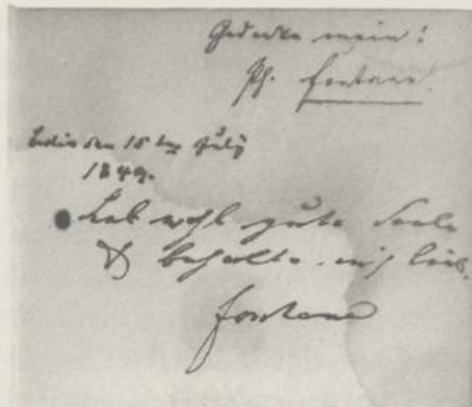
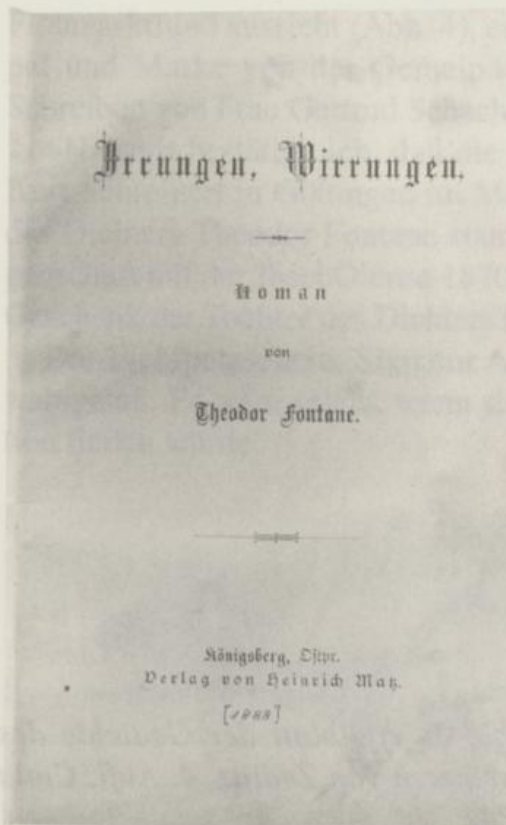


Abb. 1: Titelblatt *Irrungen, Wirrungen* der Ausgabe von Matz, Königsberg (1888)

Abb. 2: Handschriftliche Widmungen von Philippine und August Fontane: Gedenke mein! / Ph. Fontane/ Berlin den 15ten July/ 1849./ Leb wohl gute Seele/ & behalte mich lieb. / Fontane

nicht unbedingt für buchhändlerischen Erfolg. Im Ergebnis sprechen manche Antiquare heute davon, daß es von einem der bekanntesten Werke Fontanes gleich drei Erstausgaben gibt, eben jene von Steffens, Matz und Friedrich Fontane, wobei die von Matz die seltenste auf dem Antiquariatsmarkt ist. Wie hoch die Auflage und wer jener Verleger in Königsberg eigentlich war, der glaubte, den übriggebliebenen Rest der ersten Ausgabe gewinnbringend verkaufen zu können, entzieht sich bis heute unserer Kenntnis.

Es ist besonders erfreulich, daß es diesmal gelungen ist, eines der äußerst selten auf dem Markt auftauchenden Exemplare, die durch eine handschriftliche Widmung (Abb. 2) nachweislich aus Fontanes Handbibliothek stammen, für das Fontanearchiv zu erwerben. Als sich im Sommer 1849 Onkel August und Tante Pinchen, Fontane-Lesern aus *Von Zwanzig bis Dreißig* bekannt, vom damals 29jährigen Theodor Fontane verabschiedeten, um nach Amerika auszuwandern und dort neues Glück zu suchen oder wenigstens altes Unglück zurückzulassen, schenkten sie ihm jenes Bändchen mit Gedichten des Freiherrn von Zedlitz (Abb. 3). Die verdienstvolle Übersicht über die Bibliothek Fontanes von Wolfgang Rasch² darf nun um den Eintrag Zedlitz erweitert werden. Ein eingeklebter Zettel von Kurt Schreinert beschreibt den Weg des Exemplars, das man bisher durch eine Anmerkung in der Nymphenburger Fontaneausgabe³ kennen konnte:

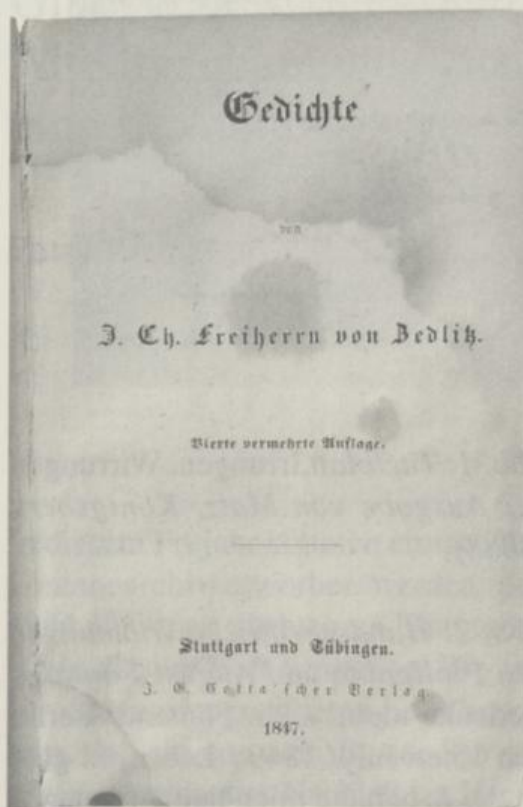


Abb. 3: Titelblatt der *Gedichte* des Freiherrn von Zedlitz. 4. Aufl. Cotta 1847

»Diesen Band schenkte mir Herr Dr. W. Schacht (in Berlin-Steglitz), dessen Frau Gertrud geb. Mengel (Enkelin des alten Fontane-Freundes Friedrich Witte) das Exemplar von Fontanes Tochter Martha (Mete) Fritsch erhalten hat, am 15. August 1959 bei unserem Treffen in Bad Harzburg.«

Jetzt kann man das Bändchen unter der Signatur B 454 in Potsdam finden.

In einem der Zedlitzschen Gedichte in diesem Band mit dem in Hinsicht auf Onkel August und Tante Pinchen beziehungsreich-unpassenden Titel *Froher Besitz* heißt es: »Fort im behaglichen Müßiggang / Leb ich die Tage, / Daß um der Zeiten Begebnis und Drang / Nimmer ich frage!«

Wer sich in die Lage des jungen Mannes versetzen kann, der gerade den Kauf einer Apotheke plant und nebenbei an einem Karl-Stuart-Drama schreibt, während sich seine ehemaligen Quartiersgeber August und Philippine Fontane, die ihm tiefe Einblicke in ein eher zweifelhaftes Milieu erlaubt hatten, von ihm und den Wirren des aufregenden Jahres 1849 in Berlin verabschieden, der darf das mit Blick auf die handschriftlichen Widmungen auch mit ein wenig Rührung tun.

Schließlich soll hier ein uns heutigen Stromverbrauchern und Lichtanknipsern etwas exotisch erscheinender Gegenstand vorgestellt werden. »Man sieht nur, was man weiß«, heißt es bei Fontane. Was zunächst wie ein merkwürdiger

Flohmarktfund aussieht (Abb. 4), erhält seine Bedeutung durch ein per Stempel und Marke von der Gemeinde Hahnenklee-Bockswiese beglaubigtes Schreiben von Frau Gertrud Schacht, geb. Mengel:

»Hiermit bestätige ich, daß die Lichtputzschere, die ich Herrn Prof. Dr. Kurt Schreinert in Göttingen im März 1960 geschenkt habe, aus dem Besitz des Dichters Theodor Fontane stammt und ihm während seiner Kriegsgefangenschaft auf der Insel Oléron 1870 gedient hat. Die Lichtputzschere war ein Geschenk der Tochter des Dichters Martha Fritsch geb. Fontane an mich.«

Die Lichtputzschere, Signatur AI 942, wandert nun zunächst in das Verwahrgefaß. Es wäre schön, wenn sich einmal eine Gelegenheit zur Präsentation finden würde.

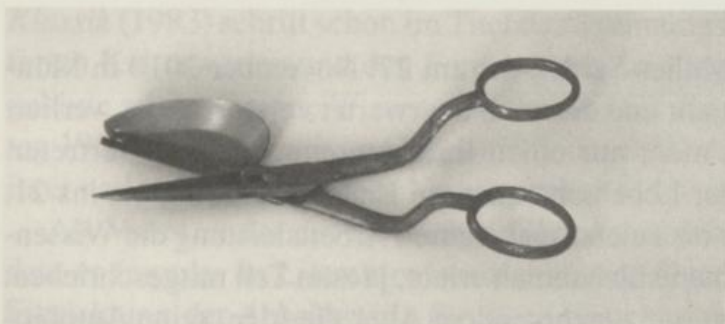


Abb. 4: Lichtputzschere aus Fontanes Besitz

Anmerkungen

- 1 Die *Theodor Fontane Bibliographie* von WOLFGANG RASCH, Berlin, New York: de Gruyter 2006 verzeichnet auf S. 78 unter Nr. 408 ein Exemplar in der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- 2 WOLFGANG RASCH: *Zeitungstiger, Bücherfresser. Die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment und Aufgabe betrachtet.* – In: *Imprimatur*. N.F. 19 (2005), S. 103–144.
- 3 THEODOR FONTANE, *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: *NFA XV*, 1967, S. 615.

Nachruf auf Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Müller-Seidel

ROLF SELBMANN

Mit dem Tod von Walter Müller-Seidel, der am 27. November 2010 in München in seinem 93. Lebensjahr und dennoch unerwartet verstorben ist, verliert die Literaturwissenschaft nicht nur einen ihrer renommiertesten Vertreter. Müller-Seidel hat mit seiner Lebensspanne vom Ersten Weltkrieg bis ins 21. Jahrhundert und mit seiner bis zuletzt sagenhaften Arbeitsleistung die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik hautnah erlebt, ja zum Teil mitgeschrieben. So verdichtete sich bei ihm mit zunehmendem Alter die Idee, seine Autobiografie als eine Geschichte dieser Wissenschaft zu erzählen. Wer Müller-Seidel daraus hat vorlesen hören, konnte ahnen, was wir noch hätten erwarten können. »Gegengewichte« hieß eines der Kapitel, das Müller-Seidel zur Feier seines 90. Geburtstags im Goethe-Institut München vortrug. Vielleicht kann dieser Titel auch zu einem Leitmotiv seines Lebens und Schaffens erhoben werden.

Am 1. Juli 1918 in Schönau (Sachsen) geboren, studierte Walter Müller-Seidel, der seinem Familiennamen den Geburtsnamen seiner Mutter hinzufügte, seit dem Wintersemester 1937/38 in Leipzig. Der Krieg unterbrach. Das *Internationale Germanistenlexikon* verzeichnet unter der Rubrik »Lebensumstände«: Kriegsdienst, Verwundung. Die Verwundung erlaubte die Fortsetzung des Studiums in Leipzig. 1949 wurde Müller-Seidel bei Paul Böckmann in Heidelberg mit einer Arbeit über Schillers Jugenddramen promoviert. Schiller ließ ihn nicht mehr los; innerhalb der Nationalausgabe gab er Briefe Schillers heraus (Band 23), von 1958 bis 1998 war er Mitherausgeber des *Jahrbuchs der deutschen Schillergesellschaft*, das sich in dieser Zeit zu einem der maßgeblichen Publikationsorgane der Germanistik entwickelte. Noch sein zuletzt erschienenes Buch widmete sich Schiller und der Politik (2009).

Müller-Seidel war nie unumstritten. 1960 wurde er, seit 1953 SPD-Mitglied, als außerordentlicher Professor nach München berufen; seit 1965 war er

mit Friedrich Sengles Hilfe Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literaturgeschichte. Vorausgegangen war seine Habilitationsschrift, die schon in den beiden Titelbegriffen eine ganz neue Sicht auf Heinrich von Kleist einleitete und bis heute als Standardwerk der Kleist-Forschung gilt: *Versehen und Erkennen*. Seine Antrittsvorlesung in München 1961 war ein Paukenschlag: »Gottfried Benn und der Nationalsozialismus«. Müller-Seidels Vorlesungen und Seminare wurden legendär; mit ihnen öffnete sich die Germanistik neuen Perspektiven, etwa denen der »Historizität« literarischer Epochen, den Kontexten des Wissens von Naturwissenschaft, Medizin und Recht, oder den gesellschaftlichen Bedingtheiten einer Literatur, bei der sich für Müller-Seidel immer die »Frage des Humanen« stellte. Sein Buch *Probleme der literarischen Wertung* (1965) zeugte davon. *Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik* (1983) schritt schon im Titel das Spannungsfeld zwischen den überlieferten Kulturwerten und den Forderungen der Gegenwart aus. Müller-Seidel gehörte zu der Gruppe Wissenschaftler, die auf dem legendären Germanistentag 1966 der restaurativen Germanistik der BRD die Auseinandersetzung mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit aufzwingen.

Als Vorsitzender der Deutschen Germanistenverbandes (1967–1973) sendete er Impulse in Literaturwissenschaft und Deutschunterricht aus. Bei der Einrichtung der *Arbeitsstelle für die Erforschung der Germanistik* im Deutschen Literaturarchiv in Marbach war er einer ihrer Mitbegründer. Seit 1974 war Müller-Seidel ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, von 1986 bis 2002 leitete er dort die Kommission für Neuere deutsche Literatur. Hier setzte er sich still, aber wirkungsvoll für den störungsfreien, aber oft gestörten Fortgang der Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke Adalbert Stifters ein.

Durch sein Fontane-Buch mit dem Untertitel *Soziale Romankunst in Deutschland* (1. Aufl. 1975) hat Müller-Seidel nicht nur der Fontane-Forschung neue Impulse gegeben; das viel gelesene und in mehreren Auflagen verbreitete Buch hat auch einer interessierten Öffentlichkeit Fontane als einen Romancier europäischen Ausmaßes ins Bewusstsein gerückt. Für die Fontane-Forschung stellte das Buch einen wissenschaftsgeschichtlichen Neuanfang dar. Zum ersten Mal wurden hier Texte konsequent in ihre soziokulturellen Kontexte eingefügt und von dort aus neu gelesen; Müller-Seidel nannte dies »soziale Denkformen«, denen er seine bevorzugte Aufmerksamkeit widmete.

Alle Ehrungen und Nachrufe betonen Müller-Seidels geistige Frische bis ins hohe Alter. Dieses Phänomen reicht bis ins Anekdotische. »Also was Sie da zuletzt geschrieben haben ...« oder: »Kennen Sie eigentlich das Buch von ...?«, waren legendäre Begrüßungen; dann begann ein herausforderndes Gespräch ohne *smalltalk*. Müller-Seidel hat, weit über seine Emeritierung hin-

aus, eine »Schule« begründet, ganz unpräntiös, aber immer mit dem Anspruch höchster Qualität. Wer bei Müller-Seidel promovierte (es waren weit mehr als hundert Schülerinnen und Schüler) oder sich habilitieren konnte (dazu gehören mehr als zwei Dutzend Professorinnen und Professoren, die mittlerweile selbst schon z. T. emeritiert sind) wusste, dass er gefördert, aber auch gefordert wurde. Umgekehrt erhielt jeder dieser Schülerinnen und Schüler einen Gütestempel, der in der Wissenschaft etwas galt.

Seinen Nachlass hat Walter Müller-Seidel noch zu Lebzeiten dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach übergeben. Man darf sicher sein, dort fündig zu werden; das gilt sowohl für die Geschichte des Fachs als auch für Impulse, die in die Zukunft der Germanistik führen. Und das ist nicht wenig.